

empfunden werden. Das Werk lebt von der freien Wanderung durch die Variationen der oben dargelegten Ausprägungen der Kommunikationen in einem weiten Raum. Das sind neue Impulse in der Täuferforschung. Das ist die Stärke des Buches.

*Martin Haas, Winterthur*

*Eric Godel, Die Zentralschweiz in der Helvetik (1798–1803): Kriegserfahrungen und Religion im Spannungsfeld von Nation und Region, Münster: Aschendorff, 2009, 408 S. – ISBN 978-3-402-12800-8.*

Die historische Dissertation von Eric Godel versucht ausschlaggebende Gründe für den außerordentlich starken bis hin zu heroischen Kriegshandlungen gesteigerten Widerstand der Urschweizer Kantone gegenüber dem aufgezwungenen einheitlichen Verfassungsstaat der Helvetik durch einen strikt mentalitätshistorischen Ansatz zu entschlüsseln. Kriege haben sich immer wieder zu entscheidenden Schleusen kollektiver Erinnerung verdichtet dank vielfältig überlieferter, jeweils gestärkter oder abgeschwächter Orientierungsmuster. Kollektive Vorurteile (wie Eigen- und Feindbilder) und verfestigte Wahrnehmungen (wie nationale Stereotypen), geographisch-politisch-konfessionelle Zugehörigkeitsräume sowie politische und religiöse Weltanschauungen gilt es aus der methodischen Perspektive der Monographie von Godel nicht nur als Ordnungsraster vergangener Erlebnisse, sondern je auch als entscheidungs- und handlungsstrukturierende Komponenten ins Visier zu nehmen.

Im Einleitungsteil werden neben den methodischen Ansätzen vor allem die verschiedenen Quellen besprochen und ihre Hauptautoren vorgestellt, welche zum Teil als Feldprediger auch Protagonisten kriegerischer Ereignisse waren. Kurzbiographien im zweiten Teil des Anhangs ergänzen das Bild.

Der zweite Teil thematisiert die Zentralschweiz als politischen und religiösen Erfahrungsraum mit den komplex abgestuften Graden an Selbstbestimmungsrechten innerhalb der Landsgemeindekantone, mit den Gegensätzen zwischen Stadt und Land insbesondere im Kanton Luzern, der vor der Helvetik von wenigen Patri-

ziern regiert wurde, welche für die Ideale der Aufklärung empfänglich waren und ihre Privilegien im letzten Augenblick gleichsam freiwillig abgaben zugunsten der neuen helvetischen Verfassung. In religiöser Hinsicht zeichnete sich eine Spaltung ab, zumal die Stadtluzerner Geistlichen in Übereinstimmung mit der Bistumsleitung von Konstanz aufklärerische Anliegen befolgten (Thaddäus Müller, u. a.), wohingegen die große Mehrheit der Landbevölkerung, des Klerus der Urkantone, der Ordensgeistlichen insbesondere der Kapuziner und der Nuntius im süddeutschen Exil die Anliegen der Aufklärung bekämpften zugunsten eines »barocken« Katholizismus, der durch die »Sakrallandschaft« der Klöster und Wallfahrtsstätten sowie durch landwirtschaftlich geprägte Sakramentalien geprägt war (die beiden Kapuziner Paul Styger, Franz Sales Aberg sowie Joseph Thomas Fassbind, u. a.).

Im dritten, inhaltlich und umfangmäßig wichtigsten Teil werden Religion und Konfession als Kategorien der Kriegserfahrung genauer untersucht. Während die prohelvetischen Geistlichen die neue Verfassung als Fügung der göttlichen Vorsehung deuteten und mithin zum Gehorsam mahnten, erblickten die antihelvetischen Wortführer in der französischen Revolution sowie in der helvetischen Verfassung eine Verschwörung und einen Frontalangriff gegen Gott, die christliche Frömmigkeit und die kirchlichen Institutionen. Die Verfolgung der katholischen Kirche in Frankreich seit dem Anfang der Revolution, Novizenaufnahmeverbote sowie die Plünderung der Gnadenkapelle von Einsiedeln schienen diese Ansicht zu untermauern. Hier konnten biblische Analogien ansetzen, insbesondere zu den Makkabäerkriegen, welche die Urschweizer Kantone mit dem auserwählten Volk Israel in Zusammenhang brachten, sowohl in der Siegeszuversicht als auch im sühnenden Erleiden göttlicher Prüfungen. So galt die französische Invasion gleichsam als Zuchtrute Gottes für die Verbreitung der glaubensfeindlichen Ansichten der Aufklärung und den damit verknüpften Zerfall der Sitten. Mit apokalyptischem Vokabular wurde die Stadt Luzern als »Hure« Babylon geächtet, wohingegen die christlichen Krieger der Urkantone sich mit dem von den Aufklärern propagierten Bild der genügsamen und gottesfürchtigen Alpenbewohner identifizierten und bei kriegerischen Auseinandersetzungen weiße Hirtenhemde als Erkennungsmerkmal trugen. In den Bruderklausen-

Weisungen tauchten chiliastische Hoffnungen auf, die an Motive der Befreiungskämpfe vorangehender Bauernkriege anknüpften und die Urschweizer als Erlöservolk darstellten. Das Bewußtsein in einen Glaubenskrieg verwickelt zu sein, ließ wiederum besonders unter bäuerlichen Landbewohner Deutungsmuster aus den Konfessionskriegen vorangehender Jahrhunderte aufleben und »neufränkische Heiden«, d. h. »gottlose« Franzosen und »landesverräterische Ketzer« d. h. Protestanten und katholische Anhänger der helvetischen Verfassung auf einer wenig differenzierten Achse des Diabolischen aufscheinen. Dementsprechend galt es, unheilvolle Vorzeichen der Natur zu erkennen und die »heidnischen« Insignien der neuen Verfassung, wie den Freiheitsbaum, möglichst zu beseitigen und durch Kreuzifixe zu ersetzen. Überlieferte Formen marianischer Frömmigkeit wie das Rosenkranzgebet als geistige Miliz und Votationen kamen vermehrt zur Geltung und stärkten die Überzeugung der Gegenwart eines himmlischen Schutzschields bis hin zum Glauben an die eigene Unverwundbarkeit im Krieg.

Im vierten Teil werden vor allem politische Gesichtspunkte der Kriegserfahrung untersucht. Während die prohelvetischen Fürsprecher bestrebt waren, eine starke homogene nationale Identität aus dem Bewußtsein der Erfüllung der antifeudalen Freiheits- und Gleichheitsanliegen aufzubauen und die Mythen der »Befreiungstradition« der alten Eidgenossenschaft zu diesem Zweck möglichst für sich in Anspruch nahmen, erblickten die antihelvetischen Widerstandskämpfer in der zentralstaatlichen helvetischen Verfassung mit ihrer bloß repräsentativen Restdemokratie die Zerstörung der seit Jahrhunderten errungenen direktdemokratischen Selbstbestimmungsfreiheiten, die sie mit Bezugnahme auf kantonale Ursprungslegenden auch als göttlichen Lohn für den über die Jahrtausende währenden treuen Einsatz zum Schutze der Kirche deuteten. Freiheit besagt für die antihelvetischen Vordenker nicht ein von Natur angebornenes Menschenrecht, sondern eine Errungenschaft, welche wiederum in der biblisch-paulinischen verstandenen Freiheit als gnadenhafte göttliche Gabe und innige Berufung verwurzelt ist. In der Landsgemeindedemokratie mit ihren religiösen Eröffnungs- und Eideszeremonien äußerte sich eine Anschauung der Politik, welche ihr Fundament in einer unmittelbaren persönlichen Verantwortungsbeziehung gegenüber Gott und in der »eid-genössischen«

Brüderlichkeit wiederfindet. Vor diesem Hintergrund bedeutet die Nachfolge Wilhelm Tells, den Widerstand gegenüber dem helvetischen Gessner mit gleichsam religiöser Entschlossenheit als heiligen Auftrag zu leisten. Durch die Rekrutierung von Freischärlertruppen unter einer Freiheitsrechte verheißenden Freiheitsfahne, versuchten die antihelvetischen Widerstandskantone der Urschweiz auch die Landbevölkerung angrenzender Landesteile auf ihre Seite zu bringen und ihnen danach ähnliche oder gleiche Freiheitsrechte zuzugestehen.

Als wichtigste Legitimationsgründe für den Zentralschweizer Widerstandskrieg erweisen sich aus der Untersuchung von Godel an erster Stelle die Verteidigung der Religion und der Schutz der seit Jahrhunderten errungenen direktdemokratischen Selbstbestimmungsrechte, als zwei letzten Endes verknüpfte Sachverhalte. Dennoch sollte man bei einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung der Helvetik in der Zentralschweiz auch wirtschaftliche und sozialhistorische Motive für den Kriegseinsatz nicht völlig außer Acht lassen.

Besonders der im Buch von Godel ausführlich dargelegte damalige Vergleich der Urschweizer mit den von Gott berufenen Juden läßt aufhorchen, und erheischt die Hintergründe der aufklärungsabgewandten Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts genauer zu erforschen, und nachzuzeichnen, wie die geschichtstheologischen Ansätze Heinrich Bullingers in seiner Schrift »Anklag Gottes« nachgewirkt haben, welche konfessionell gewendet durch Laurenz Fohrer in der Zentralschweiz aufgegriffen wurden. Der Blick auf die Zentralschweizer Widerstandskriege durch antihelvetisch gesinnte evangelische Geistliche wäre in diesem Zusammenhang aufschlußreich, um konfessionsspezifisch erscheinende Topoi gegebenenfalls ins rechte Licht rücken zu können. Die Rezeption der Zentralschweizer Kriege in anderen Kantonen, aber auch im Ausland, würde das Eigenbild mit Fremdbildern ergänzen.

Leider geht Godel in seiner Arbeit kaum auf die genauere Rolle der Nuntiatur ein. Gerne würde man die Denkart des Nuntius, der Ordensprovinziale und ihrer Briefpartner in der römischen Kirchenzentrale im Bezug auf die Zentralschweizer Kriege in Erfahrung bringen. Es wäre wünschenswert, die reichhaltigen Ergebnisse der Untersuchungen von Godel in einem internationalen Vergleich

katholisch geprägter Widerstandsbewegungen gegen die damaligen Revolutionsregierungen und napoleonischen Besatzungsmächte einzubetten (Aufstand der Vendée, die erfolgreiche Freischärlertruppen von Kardinal Ruffo in Unteritalien, der Tiroler Aufstand von Andreas Hofer, welcher vom Kapuziner Joachim Haspinger ideologisch angespornt wurde, u. a.).

Die Arbeit von Godel erweist sich aufgrund der vielfältigen im systematischen Zusammenhang aufgearbeiteten Quellen für die mentalitätshistorische Erforschung der Zentralschweiz der folgenden Jahrzehnte bis hin zum Sonderbundskrieg als unentbehrlicher Bezugspunkt.

*Paul Widmer, Winterthur*

*Ernst Matthias Rüschi, »Conversation über das Eine, was not tut«: Evangelisch-reformierte Italienerseelsorge im Kanton Zürich im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2010, 564 S. – ISBN 978-3-290-17540-5.*

Der Haupttitel der 2008/2009 an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich eingereichten Dissertation – »Conversation über das Eine, was not tut« – gibt ein Zitat wider, das einem Zirkularschreiben (S. 149, 215) von 1891 eines von einer Gruppe erweckter Zürcher Reformierten gegründeten »Comités für die Evangelisation der Italiener« entnommen ist. Das Schreiben gibt zu bedenken, dass die saisonal in der Stadt anwesenden Italiener (zur Zeit etwa 5000 auf eine Gesamtpopulation von 135 000 Einwohnern) auf sich alleine gestellt sind und den freien Sonntag in den Straßen und Beizen herumlungern. Um den deplorablen moralischen und sozialen Zustand der italienischen Arbeiter zu verbessern, bittet das Komitee die protestantische zürcherische Öffentlichkeit um finanzielle Unterstützung, auf dass für ein Jahr ein waldensischer Prediger aus Italien gerufen werden könne. Dessen Aufgabe wäre es, mit den italienischen Arbeitern über den evangelischen Glauben ins Gespräch zu kommen – denn das wäre »das Eine, was not tut.«

Aus dieser privaten Initiative entstand die heutige »Chiesa evangelica di lingua italiana di Zurigo«. Denn noch im Jahr 1891 ent-